

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: Mittwoch, 16. Oktober 2019, 14:00 Uhr

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
Bischof von Essen

**„Farbe bekennen statt Buntheit bejammern –
Christlicher Kompass in der pluralen Gesellschaft“**

Vortrag beim CDU/CSU Fraktionskongress am Mittwoch, 16. Oktober 2019,
Deutscher Bundestag, Berlin

Sehr geehrter Herr Brinkhaus,
sehr geehrter Herr Minister Gröhe,
verehrte Mitglieder des Deutschen Bundestages,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

I.

ich freue mich sehr, heute vor Ihnen zur Rolle der Kirchen in unserer pluralen
Gegenwartsgesellschaft sprechen zu dürfen. Mit dem Obertitel der Veranstaltung „Farbe
bekennen statt Buntheit bejammern“ markieren Sie direkt die Herausforderungen, vor denen
wir als Kirche(n) stehen.

Im Folgenden werde ich Ihnen meine Beobachtungen aus einer katholischen Perspektive
anbieten: während einige – wie auch ich – der Überzeugung sind, dass „Farbe bekennen“
bedeutet, einen offenen Dialog mit den Human- und Gesellschaftswissenschaften sowie einer
kritischen inner- und außerkirchlichen Öffentlichkeit zu führen, sehen andere in der säkularen
und pluralen ‚Außenwelt‘ primär eine Bedrohung und machen sie als Alleinschuldige für die
Krise aus, in der sich die katholische Kirche gegenwärtig befindet. Dabei werden
systematische Zusammenhänge ausgeblendet und eine Closed-Shop-Mentalität gepflegt, die

sich gegenwärtigen Herausforderungen verweigert, primär ‚nach innen‘ blickt und ‚Buntheit‘ meist als Bedrohung wahrnimmt. Diese Haltung bringt in der Regel mit sich, dass erfahrungswissenschaftliche Debatten und Erkenntnisse ignoriert oder kleingeredet werden. Auf eine Auseinandersetzung mit den Wertüberzeugungen der Moderne und existenziellen menschenrechtlichen Fragen wird verzichtet, weil dadurch vermeintlich der Kern katholischer Identität bedroht sei. Der Schutz des Bestehenden steht hier vor gesellschaftlicher Relevanz. Ich halte diesen Irrweg für sehr gefährlich, denn er würde die katholische Kirche hier zurecht in die selbstgewählte Bedeutungslosigkeit führen.

II.

Dass das Christentum heute nicht mehr als legitimatorische Stütze der Gesellschaft i.d.R. verstanden wird bzw. erhalten muss, ist in meinen Augen Chance und Vorteil zugleich. Wir sollten alle, aber insbesondere junge Christinnen und Christen, dazu ermutigen und befähigen, frei und selbstbewusst ihre Haltung dazu zu entwickeln, was es für sie bedeutet, heute Christin und Christ zu sein. Ihre Perspektiven und Lebenswirklichkeiten müssen den Diskurs über die Zukunft der Kirche(n) wesentlich mitprägen. Der kanadische Philosoph Charles Taylor spricht in seiner großen Gegenwartsanalyse von einem säkularen Zeitalter, in dem wir in der westlichen Kultur leben.¹ Er versteht dabei den Begriff ‚säkular‘ jedoch nicht in erster Linie als das Gegenteil des Begriffs ‚religiös‘. Taylor bezeichnet mit diesem Wort „vielmehr eine Gesellschaft, in der sich die Bedingungen des Glaubens fundamental gewandelt haben“². Dabei ist es vollkommen unerheblich, wie man zu dieser gesellschaftlichen Entwicklung steht. Taylor beschreibt sie als schlicht unumkehrbar. Der Weg zurück in die vermeintliche Sicherheit und Selbstverständlichkeit umfassender Ordnungen ist nicht möglich. Eine von manchen favorisierte Politik der ‚elitären Minorisierung‘ (Michael N. Ebertz), die für eine kleine Gruppe genau das versucht und meint, die systemischen Zusammenhänge der Kirchenkrise durch die Pflege eines Narratives relativieren zu können, der die Moderne und Postmoderne als reine Verfallsgeschichte präsentiert, ist nicht nur aussichtslos, sondern auch sehr gefährlich.

In der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, Gaudium et spes 44, findet sich die starke Formulierung, dass sich die Kirche darüber im Klaren ist, „wieviel sie selbst der Geschichte und Entwicklung der Menschheit verdankt. Die Erfahrung der geschichtlichen

¹ CHARLES TAYLOR, Ein säkulares Zeitalter, Charles Taylor, Frankfurt a.M. 2009.

² VERONIKA HOFFMANN, Bedingungen des (Un-)Glaubens im „säkularen Zeitalter“ (Ch. Taylor), ThG 59 (2016) 47-60, hier 50.

Vergangenheit, der Fortschritt der Wissenschaften, die Reichtümer, die in den verschiedenen Formen der menschlichen Kultur liegen, durch die die Menschennatur immer klarer zur Erscheinung kommt und neue Wege zur Wahrheit aufgetan werden, gereichen auch der Kirche zum Vorteil“ (GS 44). Der Konzilstheologe Yves Congar schreibt in seinem Konzilskommentar zu diesem Abschnitt, dass Widerspruch und Widerstände nicht nur negativ sind, da sie auch wichtige Fragen an die Kirche mit sich bringen, die sie sich aus sich selbst heraus nicht stellen kann: „Oft befreien sie durch das Feuer, durch viele Zerstörungen und Tränen hindurch die Kirche von dem Gewicht ihrer Oberflächlichkeiten, von den Fesseln ihrer Illusionen.“³ Hier wird deutlich, dass ein Wahrnehmen-können dieses Bereicherungspotentials zweierlei voraussetzt: Erstens muss man die eigene Position auch als bereicherungsfähig verstehen. Zweitens muss man willens sein, sich vom Gegenüber auch etwas sagen zu lassen.

III.

Eine Kirche, die sich „als Dienst am Zeugnis der Christusnachfolge in Gottes gute Herrschaft hinein“⁴ versteht, darf dabei nicht bloß auf sich selbst schauen, sondern muss sich mit dieser „Vision zur Transformation der Gesellschaft“⁵ in die öffentliche Selbstverständigung einmischen. Dieser Anspruch verbietet es eigentlich, Ressourcen in großem Stil für den Schutz einer ‚elitären Minorität‘ zu verwenden. Anstatt im ‚Bejammern von Buntheit‘ die Einmischung in öffentliche Selbstverständigung von vornherein als zum Scheitern verurteilt zu erklären, besteht die theologische Herausforderung darin, eine Balance zu halten: eine Balance zwischen Orten, in denen der Glaube gefeiert, gelebt und gepflegt werden kann, und solchen Orten, an denen gesellschaftspraktischen Implikationen dieses Glaubens im Diskurs präsent sind. Unsere Herausforderung ist es, diese ‚Mitte‘ immer wieder aufs Neue zu bestimmen und zu halten. In einem Beitrag für die Zeitschrift Herder Korrespondenz habe ich diese Herausforderung einmal wie folgt beschrieben:

„Die katholische Kirche kann sich in ihrem Traditionsverständnis also entscheiden, einfach moralische und weitere Vorstellungen zu wiederholen und auf immer weniger Gehör zu treffen; sie kann aber auch zu einer lernenden Organisation werden, die Nichtübereinstimmung kommunikativ in sich aufnimmt, sprich:, die den Widerstreit

³ YVES CONGAR, Einleitung und Kommentar zum 4. Kapitel des Ersten Teils von Gaudium et spes, in: LThK, zweite Auflage. Das Zweite Vatikanische Konzil. Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen, Kommentare, Teil III, Freiburg i. Br. 1968, 397-422, hier 418f.

⁴ WERBICK, JÜRGEN, Theologische Methodenlehre, Freiburg i. Br. 2015, 474.

⁵ Ebd.

diskursiv und konstruktiv im Inneren kultiviert und so neue Resonanz und damit Relevanz schöpferischer Akte erzeugt. Die Entscheidung über die Art und Weise der Fortschreibung der Tradition des Katholizismus wird dann als innere Ambivalenz reflexiv und zeigt einen neuen Bewusstseinsgrad an.“⁶

Im Dienst am Zeugnis der Christusunachfolge lässt sich das ‚Potential‘ der Kirche nur dann entfalten, wenn ihre Vertreter in der Lage sind, in öffentlichen Selbstverständigungsdiskursen mitzureden. Dort werden sie aber nur ernst genommen, wenn sie gute, Vernunft basierte und rational noch vollziehbare Gründe vorbringen, die sich argumentativ nachvollziehen lassen. Auch jenseits theologischer Fachsprache, immer eingedenk eines Glaubens, der Menschen anredet und zugleich größer ist als sie.

IV.

In unserer Kultur, in der Menschen dazu „ermuntert werden, sich selbständig zu orientieren, ihre eigene Erfüllung zu finden und auf eigene Faust zu handeln“⁷ ist die Freiheit ein gesellschaftlicher Höchstwert. Das gilt es anzuerkennen, um die Frage nach dem Sinn des Christseins in unserer Zeit angemessen beantworten zu können, gerade auch im politischen Umfeld. Kirche kann die Ausgestaltung individueller Freiheit aber nur dann ernsthaft voranbringen, wenn sie endlich das Vorurteil aufgibt, dass die Freiheitskultur der Moderne stets zur Beliebigkeit neigt. Auf dieser Grundlage sollte sie entlang der Spannungsbögen zwischen Individualität und sozialer Verwiesenheit, zwischen Beziehungsfähigkeit und Angewiesenheit auf andere Menschen, zwischen Freiheit, Fehlbarkeit⁸ und Tradition Konturen einer christlichen Identität entwerfen, die Orientierung bieten. So kann ein christlicher Kompass in einer pluralen Gesellschaft aussehen, den zu bezeugen und argumentativ zu vertreten eine große Chance bietet, in der Öffentlichkeit des Diskurses präsent zu bleiben und Möglichkeiten zu eröffnen, Chance und inhaltliche Dichte von Glaube und Kirche(n) anzubieten.

⁶ FRANZ-JOSEF OVERBECK, Ambivalenz und Gradualität, in: Her Korr 70 (11/2016), 33-34, hier 34.

⁷ TAYLOR, Ein säkulares Zeitalter, 507f.

⁸ Vgl. MARIANNE HEIMBACH-STEINS, Prüfkriterium und Korrektiv. Das „christliche Menschenbild“ als Ressource politischer Orientierung, in: HerKorr 56 (2/2002), 73-78.